XX. Jahrg. Berlin, den 30. Dezember 1911. Nr. 13.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1911.

Abonnement pro Quartal M. 5,—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**







Berlin, den 30. Dezember 1911.

Ultimo.

Stille Nacht.

„Stille Nacht! Heilige Nacht!“ Durch den Fensterspalt, der die mild feuchte Abendluft einlassen soll, schwingt es über die fünf Wege der Dammstraße und hallt von der Mauer wieder, die, zwischen den rostbraunen Stäben ihres Eisengerüstes, in Angstträumen zu schwitzen scheint. Hinter den Scheiben sieht der Wanderer schon die elektrisch beleuchteten Tannen. „Alles schläft.“ Noch aber schießen automobile Droschken und Geschäftswagen vorüber; die Huppe heult auf und der Motor knattert hastig. Nun wird er abgestellt und die Fracht gelöscht. Speisen und Spielzeug, Fasanen und Poularden, Trüffelgebirge und in Gletscher gebettete Caviarhaufen, Puppen und Dynamomaschinen; Stoffe und fertige Kleider; Porzellan, Bilder und Büsten; Hausgeräth und Juwelierwaare. Blumen aus jeder Jahreszeit, jeder Zone: ganze Fliederhecken, Alpenveilchen, langstielige Rosen, Palmenkätzchen, Maiglocken, Chrysanthemen. Aus dem Schacht trägts der Fahrstuhl schnell bis in die obersten Hausbezirke. Höchste Zeit, daß die Festarche kam. Vor und in den Läden wirds mählich dunkel. Rehe und Karpfen, Trauben und Ananas, Geflügel, Alles, was morgen unansehnlich sein könnte, wird in den Keller gebracht. Rechts und links winken, nur halb noch belichtet, die Stapelwunder dem Auge. Möbel, Teppiche, Tischdecken („nach Zeichnungen erster Künstler“), Weiberhüte in allen Farben und Formen, ein Kürschnereden, wo zwischen Zobel und Blaufuchs Hermelinjacken leuchten, Spitzen, Perlen, Türkise, Diamanten. Wer kaufts?

Spielzeug, zu dessen Bereitung die Technik alle gestern gefundenen Möglichkeiten vereint hat. Wagen, Herde, Krippen, Puppenzimmer, Kasernen, Luxusdampfer, Zechen, die, mit dem elektrotechnischen Zubehör, für Museen geschaffen sein könnten. Wie siehts in dem Kinderkopf aus, den, seit er denken lernte, solcher Aufwand ergötzt hat? Viel Waare muß, „in allen Preislagen“, sichtbar sein: sonst schweift der Blick ohne Rast drüber hin. Jeder Auslageraum gleicht einem Saal; neben dem Gewimmel der Hasen, Gänse, Puten, Hühner, Fische schiene ein Jordaens dürftig. Die Bilder des Gepränges werden bedeckt; denn von Sechs an, ward verkündet, ist Weihnacht. „Und Maria gebar einen Knaben und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“ Darüber hat in der Kirche soeben der Pastor gesprochen. Auch über Pauli makedonischen Mahnbrief an Titum. „Allen Menschen ist nun die heilsame Gnade Gottes erschienen und züchtiget uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und gerecht, gottselig und in Schlichtheit auf seiner Erde leben.“ Flink nun nach Haus. Der Ida ist zuzutrauen, daß sie den Mohn vergessen hat. „Wenn man bedenkt, wie viel Geld seit dem Juli, wegen der politischen Unruhe, verloren worden ist, muß man mit dem Weihnachtgeschäft noch leidlich zufrieden sein.“ In den letzten Orgelton gellt die Warnerklingel des Straßenbahnführers. Erst die Bescherung (der Kinder wegen); dann das Essen. Ein Segen, daß heute kein Abendblatt kommt. New York war übrigens wieder fest. Na, also: Stimmung, Leute! Hat Borchardt geschickt? Gott sei Dank! Marnier statt echter Chartreuse wäre die halbe Seligkeit. Stimmung! Nicht so schläfrig, Donnerwetter! Wo sind denn die neuen Schallplatten? Muß doch Alles da sein. Nichts Abgeleiertes! Laßt lieber einen der gregorianischen Gesänge steigen. „Laudamus te.“ Aus allen Stockwerken singts. Hier schlagen noch Christenherzen.

Wer weiß? Zwei Tage vor der Weihnacht stand im Hamburgischen Korrespondenten ein Bekenntniß des Bankdirektors Max Schinckel, der dem Aufsichtrath der Hamburg-Amerika-Linie und dem Rennverein der größten Hansastadt vorsitzt. Diesem Mann, dessen Initialen dem Kaiser zu Scherzvergleichen von S. M. und M. S. allerlei Gelegenheit boten und den Mancher von der Sorge um Geldstand und Arbitrage, Dampferpool und Konsortialgeschäft ausgefüllt wähnte, liegt nichts so nah am Herzen

wie das Bängnißgefühl, „der unantastbare Bekenntnißstand der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche“ könne durch die Zuwahl liberaler Pfarrer gefährdet werden. Die Wahl eines solchen Irrlehrers hat sich ihm „zu einer Glaubensfrage ernstester Art und damit vielleicht zu einer Lebensfrage für unsere Landeskirche in ihrem jetzigen Bestand zugespitzt.“ Drum heischt er das Wort und ruft seinen Mitbürgern zu: „Dem Vorwurf des Pharisäerthumes will ich von vorn herein durch die Erklärung begegnen, daß Niemand mehr, als ich selbst es bin, von meiner Unwürdigkeit überzeugt sein kann; aber gerade wer sich seiner Schuld und Sünde bewußt ist, wird sich innerhalb der Kirche, der er angehört, von Niemandem den Sünder-Heiland rauben oder auch nur verkleinern lassen.“ Ein Bankdirektor. „Und Jesus ging in den Tempel und trieb alle Verkäufer und Käufer heraus und stieß um die Tische der Wechsler und die Stühle der Taubenkrämer. Weh Euch Reichen! Ihr habt Euren Trost dahin. Weh Euch, die Ihr voll seid! Denn Euch wird hungern. Weh Euch, die Ihr hier lachet! Denn Ihr werdet weinen und heulen. Weh, wenn Euch Jedermann wohl redet! Desgleichen thaten ihre Väter den falschen Propheten auch. Liebet Eure Feinde. Thut Denen Gutes, die Euch hassen. Wer Dich schlägt auf einen Backen, Dem biete dem anderen auch dar; und wer Dir den Mantel nimmt, Dem wehre nicht auch den Rock. Wer Dich bittet, Dem gieb; und wenn Dir Einer das Deine nimmt, so fordere es nicht zurück. Leihet, ohne dafür Entgelt zu hoffen: so werdet Ihr Kinder des Allerhöchsten sein. Ihr könnt nicht Gott sammt dem Mammon dienen.“ Das steht in der Heiligen Schrift, die der Lutherischen Kirche den Bekenntnißstand weist; neben härterer Rüge gieriger Erwerbssucht. Und hier ist ein Bankdirektor, der auf dem Markt seine Unwürdigkeit bekennt, im Börsensaal sich an das Kreuz des Sünder-Heilands klammert. Noch immer, Ihr sehts, werden Wunder. In den Prunkhäusern, aus denen Choräle und frommer Hirten Lieder schallen, wohnen, im Ersten Stock, die Direktoren der tausend Aktiengesellschaften, die gestern, vorgestern in Deutschland entstanden. „Einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar.“ Lächle nicht, Wanderer! Wer weiß? In ehrlicher Inbrunst schlagen auch hier vielleicht Christenherzen.

In einer Seitenstraße steht, vor dem schon dunklen, aber noch nicht geschlossenen Laden, ein großes schwarzes Schaukelpferd und ein Puppentheater mit Drahtfiguren im Gewand von Prinzen,

Rittern und Edelfrauen. Spielzeug für Hinterhäuser. Auf so hartem Polster würde dem kleinen Herbert von Kommerzienraths nicht wohl. Der weiß, wie sichs auf einem Pferdchen, einem Reitesel, einem Kamel sogar sitzt, und fände diesen Rappen mit den Glotzaugen und der Besenmähne zu dumm. Der telephonirt und photographirt, plappert mit dem Chauffeur sachverständig über Gummiverbrauch und Benzinpreis, war im Engadin, am Lido und (im Familienauto, versteht sich) in der Campagna, weiß, in welchem Luxuszug die besten Betten sind, und knipst im Halbschlaf, wenn er die Uhr auf dem Nachttisch sehen will. Mit den Genossen des Privatschulzirkels balgt er sich in hitzigem Streit über die Luftschiffsysteme und Aeroplane. Wer ihm was über Japan erzählen will, mag sich hüten: alle Hauptstädte hat der kleine Mann im Postkartenalbum. Was soll ihm ein Schaukelpferd? Gar ein Theater ohne Drehbühne, Fortuny-Horizont, großes und kleines Himmelslicht? Das taugte anno 1755 für das Söhnchen eines frankfurter Kaiserlichen Rathes. Auf den sechsjährigen Wolfgang Goethe „machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große, langdauernde Wirkung nachklang". Herbertchen ist Kulturmensch. Hat zwei Weihnachtmärchen auf der Bühne gesehen und seitdem genug von der Sorte. („Die Ausstattung war nicht übel, aber der Prinz zu dick und alles Andere zweite Garnitur.") Durch den Holztrichter seines Grammophons hat er Caruso, Tamagno, Bonci, Battistini, von Lilli Lehmann bis auf die Destinn alle Primadonnen Europas gehört und weiß, welche Platte von Kubelik „tadellos", welche von Paderewski „nicht zum Anhören" ist. Die Soldaten, mit denen er spielte, waren massiv, aufzuziehen, beweglich und hatten einen Küchenwagen, auf dem eine schmackhafte Bivouacmahlzeit hergestellt werden konnte. Mit Drahtpüppchen Sneewittchen oder Aschenbrödel aufführen? Der Textvorleser würde sich vor dem Fräulein (aus Vevey oder Birmingham) schämen. Der Portier hat ja Kinder. Denen wirds, wie berliner Pfefferkuchen, ungefülltes Marzipan und Gänseklein im Dezember, vielleicht munden; wenn sie nicht etwa in den Filmwelten des Kinematographen verwöhnt worden sind. Herbertchen will mindestens haben, was Klein-Wolfgang im Knabenmärchen vom neuen Paris erträumte: Vogelhäuser, Muschelnischen, Marmorbecken mit Tritonenmäulern und Korallenriffen, Kristallschalen mit süßem Trank und „Zuckerwerk im Ueberfluß". Mindestens. Eine Bescherung, die nur Kleinkram

brächte, würde ihn arg enttäuschen; sein Auge hat schon taxiren gelernt. Im Nu hat ers weg; während hinter der Riesentanne die Opernchorplatte eine Weihnachtstimmung besorgt. „Holder Knabe im lockigen Haar...“ Wo ist die deutsche Zeit, da Patriziersöhne jauchzten, wenn sie aus der Budenstadt farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen heimtrugen, und der freigiebige Eifer eines reichen Kaufherrn gepriesen wurde, der seinem Liebchen, einer schönen Schauspielerin, ein Stück Musselin zum Nachtkleid geschickt hatte? Skunks und Seidensammet, Perlenboutons und Straußenfedern trügen ihm heute nicht solche Loblieder ein.

Die jetzt bescheren, sind, lange nach dem Krieg noch, in anderer Luft erwachsen. Acht Tage vor der Weihnacht kletterte die Hausmutter, hinter ihr die Köchin mit dem größten Marktkorb, in einen Obstkeller am Spreerand. Ein Theil der Aepfel und Nüsse wurde, in Goldschaumhüllen, an den Baum gehängt (zwischen blanke Sterne und billiges Schmuckzeug, das seit manchem Jahr diente), die Haupternte in die Teller vertheilt. Jedes Hausmädchen bekam seine Schüssel: in der Mitte die Christstolle, ringsum Aepfel und Nüsse, oben ein großer Pfefferkuchen und zwei, drei Packete mit kleinen; dazu Leibwäsche oder einen Kleiderstoff, Taschentücher oder eine Waschbluse, Schürzen, eine Broche, ein Portemonnaie mit der Silberspende des Hausherrn. Der Tochter ward eine neue Puppe beschert, eine alte neu eingekleidet; Handspiegel, Kammkasten, ein großer Ball im Netz, ein dünn vergoldetes Armbändchen, Abziehbilder, das Töchteralbum, ein paar Schleifchen: Das wars ungefähr. Bei den Jungen gings ohne Zinnsoldaten, Fußvolk und Reiter, natürlich nicht; Schlittschuhe, ein Reisespiel, Tuschbogen mit Farben und Pinsel, ein Kinderglobus, das bunteste Märchenbuch: konnte ein Knabenherz mehr begehren? Eine Harmonika oder Husarentasche wurde zum Ereigniß. Wochen lang hatte Alles sich auf den Bierkarpfen gefreut; wie von Ostern an auf die Droschke, die an schönen Feiertagen die Familie in den Thiergarten tragen sollte. Dieses Reich ist versunken. Nach einer Weihnacht im Stil der achtziger Jahre würde es aus der Gesindestube Kündigungen hageln. Manche Pförtnersrange, die alle Straßenbahnlinien des Westens am Schnürchen hat und am Text der Mittagszeitung buchstabiren lernte, den Christfestkram, der unsere Kindheit beglücken konnte, mit gerümpfter Nase beschnuppern. Im Rückblick auf seine Ju-

gend spricht Goethe von „jenem glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden.“ Eine Zeit der Dürre, schlimmer Hungersnoth schiene er Jedem, der ihn unserer Ueppigkeit vergliche. Und dem Preußen, der nach der napoleonischen Brandschatzung und dem Befreiungskrieg groß geworden war, zeigte sich die Reichsstadt am Main noch im letzten Lebensabschnitt des Bundestages als eine mit Goldgeräth überladene Schwelgerstätte. Deren Sitten darf Friedrich Wilhelms Gesandter sich nicht anpassen: für einen vergoldeten Fächer, „der sehr rasselt“, und eine weiche Wagendecke „mit Dessin von Tiger, Köpfe mit Glasaugen drauf“, sind zwanzig, für ein Opalherz sogar hundert Thaler aufzubringen; doch Brillantohrringe aus einem Stück wären, als Weihnachtgeschenk für Frau Johanna, zu theuer. Vor fünfundfünfzig Jahren. Seitdem hat im deutschen Leben sich mehr geändert als im langen Lauf des Säkulums, das begann, als Fritz in Sachsen eingefallen war und von Sachsenhausen her die Franzosen vor die frankfurter Konstablerwache rückten. Die selige, fröhliche, Gnaden bringende Weihnachtzeit ist der Anlaß zu einer Industriekonjunktur geworden. „In einem Zimmer sah es aus wie auf einem Christmarkt; aber so kostbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthschaften, Küchen, Wohnstuben und Läden; und einzelne Spielsachen in Unzahl.“ Das Knäblein der Frau Rath träumts; und würde heute von jedem an Waarenhauswunder gewöhnten Bengel ausgelacht. Laudamus te! Mit den Himmeln rühmen Dich alle Kurbeln. Im Stall sahest Du das erste Licht. In die Krippe der Hausthiere legte die arme Mutter Dich wimmerndes Bündelchen. Davon zeugt noch heute die Sumpfblüthe der Weihnachtindustrie. „Schlaf in himmlischer Ruh.“

Was wird aus dieser gemästeten Menschheit, aus dieser überfütterten Jugend? Kann ihr, die Alles gesehen und geschmeckt, berochen und betastet, allen Himmelsboten das Gefieder ausgerupft und alle Erdreize dem Schleier entschält hat, die Phantasie je flügge werden? In ihrer Seele, die zwischen den kostbarsten Lebenstapeten erwuchs, jemals der Entschluß zu eigennutzloser Hingebung an ein großes Schicksal reifen? Wie wird ihr Reich aussehen? Wie lange dem Sturm trotzen, zu dem ungeduldiger Neid sich rüstet? Durch welche Zeitspanne Noth oder Pestilenz, Kriegs-

pein oder andere Heimsuchung tragen? Der Stärkste selbst vermag nicht, die Schlachtenfortuna an den Schaft seiner Fahne zu binden. Nur eine winzige Schaar ists? Doch ihre Schallplatten machen dem Haufen die Stimmung. Könige sind verloren, wenn sie nicht wagen dürfen, mit einem geschlagenen Heer heimzukehren. Völker, wenn sie verlernt haben, in Schlichtheit fröhlich zu sein.

Friede auf Erden.

„Wie man auch über die Einzelheiten des Vertrages, über die Handlungen, die ihn vorbereitet haben, urtheilen möge: er ist und bleibt ein Friedenswerk von unschätzbarem Werth; denn er hat zwei große Völker, nach vierzigjähriger Entfremdung, versöhnt.“

„Die Chicanen, mit denen Deutschland uns seit sechs Jahren peinigt, haben Frankreich gezwungen, mit der Möglichkeit eines Krieges zu rechnen. Frankreich hat dabei sein kaltes Blut nicht verloren; es will nicht Deutschlands Gehilfe, Deutschlands Vasall, Deutschlands Magd sein. Wenn wir nachgäben, könnte das durch unsere Schwachheit ermuthigte Deutsche Reich eines Tages das reiche Eisenbecken im Bezirk von Briey von uns fordern. Und da wir doch nicht immer nachgeben könnten, müßten wir, trotzdem wir uns selbst entehrt hätten, den Krieg gegen Deutschland führen. Eine Ungeheuerlichkeit, die ohne Beispiel in der Geschichte ist, wird uns zugemuthet; eine Demüthigung, wie Frankreich sie seit Jahrhunderten nicht erlebte. Wir dürfen dem deutschen Erpressungversuch um keinen Preis nachgeben.“ (Paul Leroy=Beaulieu.)

„Rußland, England und Frankreich müssen sich zu gemeinsamem Widerstand gegen die deutschen Zettelungen vereinen: dann wäre von den in Berlin geplanten Raubzügen und Erpressungen nichts mehr zu fürchten. Deutschland hätte die Wahl zwischen Krieg und Unterwerfung. Daß es die Unterwerfung wählen würde, ist nicht eine Minute lang zweifelhaft. Weil es die englische Intervention fürchtete, hat es 1905 nicht losgeschlagen, trotzdem Rußland kampfunfähig und unser Heer desorganisirt war. Und nun sollte es gegen drei Mächte, die ihrer ganzen Wehrkraft sicher sind, zu fechten wagen? Wagt es aber, wider alles Erwarten, den Krieg, so ist ihm die Niederlage gewiß. Wie eine Befreiung würde sie begrüßt. Zum ersten Mal seit vierzig Jahren könnte Europa wieder aufathmen. Die Sieger könnten sich über eine Abrüstung verständigen, sie dem Besiegten aufzwingen und den unerträglichen

Druck des bewaffneten Friedens abschütteln. Das Alles ist nicht etwa ein Traum. Das Alles ist in unserer Wirklichkeit ausführbar. Keine der drei Mächte kann gegen diesen Plan Haltbares einwenden; es war der Plan Eduards des Siebenten, der, da er ihn entwarf, die Höhen des Ruhmes streifte. Welcher Staatsmann hat, in Rußland oder Britanien, den Willen, ihn wiederaufzunehmen und auszuführen?" (Abgeordneter Jules Delafosse.)

„Wir haben uns, nach vierzig Jahren noch, der Haltung erinnert, die in der Nationalversammlung, als am ersten März 1871 über die Friedenspräliminarien abgestimmt wurde, die vom Elsaß und aus Lothringen Abgeordneten dem Auge zeigten. In der Stunde, da uns angesonnen ward, wieder, ohne daß diesmal eine Waffenentscheidung das Opfer erzwang, der Abtretung französischen Bodens an Deutschland zuzustimmen, mit diesem Reich einen Vertrag zu schließen, hat unser innerstes Wesen sich dagegen aufgebäumt. Vor unseren Augen stand das Bild des verstümmelten Lothringerlandes; und wir, seine Kinder, durften nicht vergessen, daß unsere Trauer heute noch unverjährt ist. Wenn ich, in meinen alten Tagen, von irgendeiner Handlung meines parlamentarischen Lebens sagen kann, daß ich ganz sicher sei, ihrer stets mit gerechtem Stolz gedenken zu dürfen, so ists der Protest gegen den franko-deutschen Vertrag. Diesen Einspruch gebot die fromme Erinnerung an Vergangenes, das Gefühl der Gemeinschaft mit den durch die Brutalität einer Grenzbestimmung jetzt von uns getrennten Brüdern und der feste Wille, Hoffnungen zu wahren, die im Ablauf der Jahre nicht welken konnten. Aus unseren Reihen mußte ein Protest kommen; er ist gekommen: würdig und ernst, wie es stolzen Seelen ziemt." (Abgeordneter Maginot.)

„Welches Gespinnst die Diplomatenlüge auch um den ‚Streich von Agadir' weben möge: seine Brutalität bleibt uns hassenswerth. Sechs Monate lang thaten wir, als sähen wir sie nicht; in dem Augenblick, der uns zur Unterzeichnung des Vertrages rief, flammte unser Groll noch einmal auf. Als die lothringischen Abgeordneten im Ton feierlichsten Ernstes erklärten, daß sie sich der Stimme enthielten, konnte ihr Landsmann Lebrun, den das Amt des Kolonialministers zur Abstimmung nöthigte, kaum den Thränen wehren. Was in seiner Seele vorging, empfanden, minder heftig, auch wir. Nicht um das Geschäft, das wir hinnahmen, handelte sichs. Frankreichs ganze Vergangenheit reckte sich vor uns auf

und erfüllte alle Herzen bis in die Tiefe mit Trauer. In beklemmendes Schweigen fiel die Verkündung des Präsidenten, mit 393 gegen 36 Stimmen und 141 Enthaltungen habe die Kammer den Vertrag angenommen. Jeder erlebte in dieser Minute eine lautlose Tragoedie. Nichts ist getilgt, nichts vergessen: Das ist des Kammerspruches Sinn. Niemand wird ihn draußen mißdeuten. Wir unterzeichnen den Kontrakt; die Verständigung wollen wir nicht. Der Geschäftsabschluß, zu dem wir bereit waren, hat nicht das Allergeringste mit Freundschaft gemein. Die Zukunft zeigt uns die selben Schrecken wie die Vergangenheit. Gewandelt hat sich nur Frankreichs Haltung: aufrecht ists wieder und wartet ohne Furcht, wie an den schönsten Tagen seiner Geschichte; denn kein Vorwurf kann es treffen." (Abgeordneter Edouard Julia.)

„Ich habe den Ministerpräsidenten gefragt, warum der ‚Panther' nach Agadir gegangen sei, worüber man in Paris und Kissingen verhandelt und wann diese Verhandlungen begonnen, wann plötzlich abgebrochen habe, deren Wiederaufnahme die deutsche Geste erzwingen wollte. Ich habe ihn gefragt, weshalb das Abkommen von 1909 fallen gelassen wurde und welchen Wortlaut der damals aus Berlin eingetroffene Begleitbrief hatte, der, auch ohne Schmälerung unseres Landbesitzes, unserem Handeln in Marokko mindestens die selbe Freiheit sicherte wie der neue Vertrag. Herr Caillaux hat sich begnügt, zu sagen, in Kissingen seien nur Wirthschaftfragen erörtert worden. Diese Antwort mußte noch mehr beunruhigen als selbst das Schweigen; denn für die Lösung der Wirthschaftprobleme war französisches Land als Preis ausgesetzt. In der Bitterniß unseres Schmerzes ward uns ein stärkender Trost: wir fühlten die ganze Kammer von den Schauern des Nationalgefühls durchweht. Wenn von der Lippe eines Redners auch nur die leiseste Anspielung auf die Drohung von gestern, von morgen kam, wenn er mit einem Wort an noch nicht gerächte Erinnerung, an überlebende Hoffnung mahnte, die uns Alle, in gemeinsamem Pflichtdienst des Vaterlandes, vereint: jedesmal ging durch die (mit Ausnahme der Sozialistengruppe) zur Einheit verschmolzenen Parteien ein Beben, eine Beifallsregung; und als Jaurès mit dreistem Wort Frankreich tadeln, Deutschland von jeder Schuld entlasten zu wollen schien, wurde der Widerspruch so mächtig, daß der Gedanke nicht zu vollem Ausdruck kam. Ich will mich nicht in Selbsttäuschung verstricken. Allzu gut weiß ich, wie viele von den heute Empörten

an der Schwächung des Patriotenglaubens und an der Zersetzung der Nationalkraft in mancher Stunde mitschuldig waren. Doch in diesem Sommer hat sie, Jeden, der reine Athem des Volksempfindens gestreift. Vor der drohenden Geberde des Feindes sahen sie plötzlich ein ganzes Volk in Zorn erbeben: und der Anblick solches Erwachens hat ihnen heilsame Lehre ins Herz gefurcht. Ein Neues ist unserem Leben aufgetaucht: die Möglichkeit eines nahen Krieges, den die Nation, in ruhiger Entschlossenheit, auf sich nimmt. Das Land läßt sich von der tragischen Erscheinung nicht schrecken, fühlt sich furchtlos und wendet das Auge nicht scheu von der Wirklichkeit. Keine politische Erwägung, kein Geschäftsinteresse, keine Gefälligkeit noch Lockung irgendwelcher Art kann diesem gewarnten, wachsamen Land fortan auch nur die schweigende Zustimmung zu freundlicher Verständigung mit dem Deutschen Reich entreißen. Das ist das erste Ergebniß des frankodeutschen Vertrages; das einzige, dessen wir heute gewiß sind. Wenn die Gesandten Europas, die von der Diplomatenloge in den Saal herabsahen und der Debatte lauschten, in den Herzen der Volksvertreter zu lesen vermochten, kann ihnen darüber kein Zweifel geblieben sein." (Abgeordneter Graf Albert de Mun.)

„In Frankreichs Seele wird die Gegenrevolution. Der gebildeten Jugend ist die Jakobinerrepublik, die sich allein als internationale Macht nicht durchsetzen kann, zum Gräuel geworden. Diese Republik der Schwätzer und Schacherer hat weder die verlorenen Provinzen zurückerobert noch die Hoffnung der Aermsten gesättigt: erzwungene Vasallenschaft und Anarchie ist das Ergebniß ihres vierzigjährigen Lebens. Schuld der Nation? Die hat sich, nicht ohne eitles Wohlgefallen, eine Weile für unrettbar décadente gehalten; für ein gerade in seinem Verfall ungemein interessantes Volk. Das ist vorbei, seit Frankreichs Flieger auf allen Feldern Europens gesiegt haben. Vom Aeroplan hat der Glaube an Frankreichs Wiedergeburt sich in die Seelen gesenkt. ‚Wir haben vor allen Anderen Schnellfeuergeschütze und Gewehre kleinen Kalibers gehabt und haben jetzt die besten Flugmaschinen und die tapfersten Luftpiloten; geschickte, oft genialisch findige Techniker und einen Schwarm kühner, tollkühner Männer, die an einen Wettflug ihr Leben wagen. Sieht so ein Volk aus, dem morgen die Sterbeglocke läuten wird?‘ Was Sport war, ist zur nationalen Sache geworden. Nach jedem Flug der Blériot, Beau-

mont, Védrines wird öffentlich errechnet, wie rasch sie über dem Rheinufer sein und welche Sprengstoffmenge sie auf diesen Luftweg mitnehmen könnten. Nur die Leitung fehlt dem Lande, die Organisation, die eine wirksame Ausnützung aller Kräfte verbürgt. Noch ist der Mann nicht gefunden, der in das Maß des Staatsretters paßt. Aber das Volksfehnen sucht ihn; und wird ihn desto hastiger suchen, je näher die Gefahr neuer Demüthigung dem Vaterland rückt. Vielleicht bringt erst der Krieg ihn ins Licht. Diesen Krieg will der wichtigste und morgen wohl auch mächtigste Theil des Volkes führen, sobald die Gunst der Stunde es irgend erlaubt; einen Krieg, der dem Reich die Rheingrenze zurückgiebt und die Nöthigung abnimmt, von Russen und Briten sich die Willensrichtung vorschreiben zu lassen. Deutschland? Sicher ists sehr stark; aber zu reich geworden und mit dem Gepäck seiner Exportindustrie zu schwerfällig, um sich in Abenteuer zu wagen. Wie viele Püffe und Stöße hat es, welche Schwaden von Hohn und Schimpf in zwei Jahrzehnten hingenommen; wie emsig Frankreich zu versöhnen gestrebt; wie oft unter jedem Mond sich laut der Friedenswacht verlobt. ‚Deutschland ist froh, wenn es, unter Spott und Speichelregen, noch mit heiler Haut der Kriegsgefahr ausbiegen kann: sonst hätte es 1905 losgeschlagen, als dem Heer der Republik das Unentbehrliche fehlte.‘ So ist die Stimmung in Frankreich. Jeder Tag pfercht den Politiker in die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Was ist uns nothwendig? In die Völkerhirne endlich wieder die Gewißheit zu wurzeln, daß Deutschland fortan keinen Unglimpf dulden, daß es, ganz allein gegen Verbündete, in froher Zuversicht auch unter dick umwölktem Himmel, für die Ehre, das Lebensrecht, die Enkel fechten wird. („Die Zukunft“ vom neunzehnten August 1911.)

Frankreich demüthigen, ohne es zu schwächen: unverzeihliche Thorheit. Am Rande des Aermelkanals morgens und abends die Faust ballen: unwürdige Schwächlingskurzweil. Auf Paris muß, wie vor hundert Jahren, wieder der Blick gerichtet sein; dort fängt Europens Geschwür zu eitern an. Die blinde Geschäftigkeit deutscher Politik hat Unahnbares erwirkt: daß Britanien und Frankreich, Britanien und Rußland im Haß einig wurden. Wollen wir thatlos warten, bis Grey mit wiener Hilfe den turko-italischen Frieden stiftet und in Frankreich ein neuer Heiland die Glorie sucht?

Die Visionen von Colmar.

Während Julius, der Papst der Hochrenaissance, auf Petri Stuhl saß und wirkte, saß der Italiener Guido Guersi als Abt auf dem Stuhl des Klosters von Isenheim. Und zur selben Zeit haben diese Männer Anlaß und Auftrag gegeben zu den beiden höchsten Schöpfungen, die diese Epoche hervorbrachte. Michelangelo malte für den Papst die Decke der Sixtina, Matthias Grünewald für den Abt den Isenheimer Altar. Durch ihre Gleichzeitigkeit und repräsentative Gleichwerthigkeit scheint die Antithese dieser im Tiefsten verschiedenen Monumentalwerke besonders zu blenden. Wirklich ist hier italischer und deutscher, romanischer und nordischer Charakter zu höchstem Ausdruck gelangt; er durchklingt diese Symphonien vom Format des Ganzen bis zum letzten Detail einer Mantelfalte. Das Sonderbarste aber bleibt, daß das spezifisch malerische Rassenelement hier und dort vertauscht ist: unter südlichem Himmel schuf der melancholische Skulptor eine Decke, so steinfarbig, daß der prächtige Papst über Mangel an Gold und Purpur klagte; der Alemanne in Aschaffenburg aber schrieb seine Visionen wie mit brennenden Griffeln auf das Holz.

Die Sixtina in Rom, unter deren rhapsodischem Gewölbe seit vier Jahrhunderten der Papst die Heilige Ostermesse liest, ist der kühnste Versuch, die Erzählung der Kuppeln, die einst von Goldmosaiken schimmerten, auf die ganze Wölbung einer riesigen Halle auszudehnen, um später durch Bemalung der kolossalen Wandflächen einen Kranz von Fresken zu schaffen, den nur noch die Fenster unterbrechen. Hier steht man inmitten umfassender Legenden, deren barocke Häufung zur Ekstase oder zur Flucht zwingt, und will das Auge in das Werk dieser Decke tauchen, so ermüdet der zurückgebogene Hals des Beschauers oder ein Spiegel verschiebt und zerstückt ihm den Eindruck. So groß sind die Maße. Aber wie in die Cella eines Gottes hat der germanische Meister sein Werk verschlossen.

Nichts, was die nürnberger Zeitgenossen gemalt, nicht einmal Dürers Apostel oder Kreuzigung, noch weniger, was sonst in Deutschland je auf Mauer, Holz oder Leinwand geschrieben ward, kann sich an visionärer Kraft, an Kühnheit des Entwurfes, an Wildheit und Glanz der Koloristik mit Grünewalds Altar vergleichen, der nun in einer kalten, museumsartig eingerichteten Kapelle in Colmar steht. Rings versuchen viele Zeugnisse der frühen deutschen Renaissance, das Auge auf sich zu ziehen, aber bei ihnen oder bei den zum Altar gehörigen Skulpturen vermag man so we-

nig zu verweilen wie bei Botticellis oder Pinturicchios Fresken in jener Sixtinischen Halle, wo immer der Blick himmelwärts strebt.

Das Ganze ist ein Schrein mit vielen Flügeln (und leicht vermag die Phantasie die Tafeln so zusammen zu denken, wie sie einst im Isenheimer Kloster standen). Am Alltag ist er geschlossen. Erstaunlich wirkt sofort ein Bruch der Tradition. Von außen wurde man sonst vorbereitet durch Verkündungen oder andere Vorspiele. Dieser Meister gliedert sein Werk nicht anders als Dante: ehe er die Mitte der Seligkeit öffnet, führt er den Gläubigen durch das Inferno und die Passion. Zwischen höllische und göttliche Magie stellt er das Leiden.

Mit diesem hebt es an: der äußere Doppelflügel, den der Alltag sah, erzählt die Kreuzigung. Es ist Nacht durchaus. Kein Gewitter, sondern Verfinsterung, Stillstand der schwarzen Luft, furchtbare Windstille; nicht auf dem Hügel: auf einer Hochebene, hinter der das Auge nach und nach blaugrün ein Thal zu unterscheiden glaubt, steigt riesig ein Kreuz empor. Bläulich grün wie die Landschaft, nur wenig erhellt, scheint daran ein Körper zu verwesen, der kaum aufgehört hat, zu leben. Hier ist nichts Göttliches mehr, keine erhabene Tragkraft wie bei Dürer: nur Leiden. Laut schreien diese Glieder durch die Stille. Aus Schwielen und Stichen phosphoreszirt der hagere Leib durch die Nacht, blaurothes Blut tropft aus den Wunden, noch im Tode zucken wie in Krämpfen Finger und Zehen. Ein jämmerliches Tuch deckt die Lende, überdrüssig zerrt und schwer der alte Körper an dem Holz, das ihn fesselt und das man in den Fugen knarren zu hören glaubt.

Links kniet zu seinen Füßen, mit goldenem Haar das Hellroth ihres Kleides zierend, die weltliche Schülerin, in schönem Gestus betet sie hinauf: naiv trotz allem Wissen. Aber hinter ihr steht und sinkt zurück, wissend trotz aller Reine, Maria, die Mutter, und Johannes fängt sie auf. Als eine weiße Nonne, bleich und erstorben steht sie da, stumm wie die Nacht, in deren Stille das Furchtbare geschieht, während der scharlachfarbige Mantel des hageren Knaben, der sie hält, durch diese Stille schreit. Nichts in der Welt bannt schwerer die Seele als der Anblick dieser gipsig weißen, wortlos umsinkenden Madonna.

Den Dreien auf der Linken steht rechts vom Kreuz ein Einziger gegenüber. Es ist Johannes der Täufer, vor ihm, erschütternd in seiner göttlichen Weiße, das kleine Lamm mit dem winzigen Kreuz, das schmerzlos sein Blut in den goldenen Kelch ergießt: nicht mehr einen Schritt entfernt von dem blauen Klumpen der Füße des Gekreuzigten. Alle Symbolkraft, die in ihm selbst

vermieden ward, wird hier, wie in holder Arabeske en miniature gegeben: das Gleichniß des Leidens zu Füßen des Leidenden.

Mit riesiger Geste weist der Täufer auf den Größeren, der ihm folgte, und während die Linke zwischen blaurothen Mantelfalten die aufgeschlagene Schrift hält, spricht er laut und hart die geschriebenen Worte, die dunkelroth zwischen Kopf und Arm an den Himmel gezeichnet stehen: Illum oportet crescere, me autem minui. Vier Menschen und ein Lamm stehen vor der lautlosen Nacht, ihre Schreie haben keine Kraft, sie tönen nicht, unendlich stumm ist die Kunde. Aber der Täufer, unergriffen, klar wie Einer, der es kommen sah, ein großer Gesunder vor der entsetzlichen Leiche, spricht laut die metallenen Worte: Ihm ziemt, zu wachsen, mir aber, abzunehmen.

In der Predelle unter den starken Lothrechten dieser Vision laufen die Horizontalen der Grablegung. Der Täufer ist verschwunden, die Frauen und der Evangelist schleppen den Leichnam in den Stein. Von vielen Thränen sind Mund und Auge Magdalenas verzogen und trocken, sie hat ihr Haar gesammelt, Johannes ist nur noch Einer, der schleppen muß und nicht Zeit hat, zu klagen. Aber Marias Stummheit unter dem weißen Nonnentuch bleibt. Nie wird sie mit Worten und Thränen klagen.

Dies ist die erste Vision.

Sonntags öffnen sich die Flügel des erlauchten Schreines. Auf das große Largo der Passion folgt das Capriccio der Hölle, das sich bald zu einem Maestoso der Einsamkeit weitet. Das ist die mittlere Vision, irdisch entlastet, doch unterirdisch bedrängt.

Antonius (der Schutzpatron von Isenheim) wird in wildem, zackigem Wald von Teufeln versucht. Der weiße Bart fällt lang über den blauen Mantel, den das Karmesinroth der Aermel belebt, das wieder in der Kappe des vorderen Zwerges weitergeht. Ein schrecklicher Tumult unholder Wesen stürzt auf den niedergerissenen Greis. Mit Schwären und ekeln Oeffnungen bedeckt, windet sich der grünrothe Leib eines Froschkoboldes mit Mönchskappe, das Sinnbild der Franzosenseuche, heran, wie verblödet den Kopf nach oben geworfen, ein anderer stürmt herbei, aus Maul und Augen feurig athmend wie ein nächtlicher Schnellzug, auf kleinen fliegenden Thieren, die sie peitschen, pfauchen Geschöpfe der Nacht heran, ein schieferblaues gehörntes Unthier fletscht die Zähne von oben, ein Höllenuhu schwingt mit Menschenarmen den Stecken, Molche mit Greisenflügeln sprühen umher, ein Ding, halb Adler, halb Kröte, beißt in die Rechte des Heiligen, die den Rosenkranz umklammert, wie Schattenspiele gegen das Licht fechten über un-

heimlichen Gerüsten schwarze, kleine Teufel mit Engeln, wie bei Faustens Ende.

Mit ihren kurzen, stoßartigen, wie marionettenhaften Gesten scheinen sie unfrei und gehorchen einem unsichtbaren Geist. Aber der andere Geist ist sichtbar gemacht: in bläulicher Luft schwebt oben, sehr klein, neben dem Heiligen Jürgen Gottvater, in rosagelber Aureole. (Man denkt an Pontormo).

Jahre später. Auf dem Flügel nebenan sitzt der gelehrte Heilige, entronnen seinen furchtbaren Gesichten, in edle Mäntel gehüllt, durchaus ein Humanist, und spricht, nun jenseits des Meeres angelangt in südlichem Wald, mit einem Einsiedler. Es ist der hundertzwanzigjährige Paulus. In bläulicher Landschaft ruht, wunderbar prangend, eine Palme, aus dunkelbraunen Schatten steigend (wie auf Giorgiones Drei Weisen), Rehe und Hirsche umwandeln den Eremiten, in Palmenblätter, die er flocht, ist er gehüllt, ihm bietet der Wald, was er braucht, ein Weiser sitzt er vor dem Weltlichen und blickt gen Himmel und weist nach oben, indessen Jener beweisend gestikulirt. Ueber den Greisen singt ein großer schwarzer Vogel. Der Uralte räth dem Alten, Mantel, Stab und Wissen abzuthun und an der Quelle zu leben. Es war das letzte Wort des längst Verstummten. Am anderen Morgen begraben ihn die frommen Löwen.

Es ist, als hörte man noch diese Kunde voraus im Anblick solchen Friedens. Dies ist die zweite Vision.

Zwischen Passion und Daemonie hat Grünewald das Göttliche gestellt. Dreht man die Tafeln der Teufel und der Einsamkeit zurück, so strahlt es vierfach vor dem Gläubigen. Nun hat der Meister sich durchgesungen. Nun siegt das Gloria.

Im linken Flügel stimmt er nun das Hohe Lied der Verkündung an. Diese Farben sprengen alle Traditionen. Vorn dämmert eine Kapelle, deren Apsis rückwärts erhellt ist. Zwischen mystischen Schatten kniet dunkelgewandet die blonde Maria, in ängstlicher Ahnung die alte Prophetie im großen Buche lesend. Ecce virgo concipiet. Ein Fluidum der Körperliebe durchströmt das reife Mädchen. Neben ihr brennt das Scharlach eines Vorhanges, in dessen strömenden Falten hundert Wonnen zittern.

Da schwebt der große Engel her; es ist Eros, rothblau den Mantel über goldenem Unterkleid bewegend, mit den Locken des Wunsches, mit dem Finger der Wahl, mit entschlossenem Blick deutet er auf die Durchschauerte. Gewiß: nur ein Germane läßt in so kalten Augen die Schwerter der Liebe zucken. Aber in einer Ecke der gothischen Bogen, hoch oben schwebt im Dämmer wie ein

Traumbild der Prophet, Jesaias selbst, um hier zu sehen, wie seine Weissagungen sich erfüllen. Wie puppenhaft, schmal und klein strebt die alte Gestalt in die Bogen, wiederum wie eine symbolische Signatur der weltlich hingerissenen Begebenheit.

Daneben steigt, im doppelten Mittelbilde, das Gloria des seligen Kindes auf. Aus der Dämmerung eines spätgothischen Tabernakels lösen sich singende, musizirende Engel. Einer astralen, blau leuchtenden Kugel ganz im dunklen Hintergrund scheinen sie zu entspringen. Heilige, wiederum puppenhaft klein, staunen herab vom Schnitzwerk der Rosette, in grünen Federn wie im Schleppenkleid geigt mit verzierten Bewegungen ein Engel, spitzgekrönt, weiß in die Glorie starrend. Zwischen ihnen kniet in rothgelber Aureole Katharina, der sie das Brautlied spielen. Mehr und weiter hellt sich die bläuliche Dämmerung in röthliche, rothe, prangend scharlachene Gloriolen auf: bis zu den Strahlen der Gnade, die nun die erlöste, verklärte Jungfrau begießen und jenes Kind, das sie geboren. Aus bläulich lionardesker Landschaft schießen sie nieder, die Strahlen des Herrn, der in nekromantisch gelben Dünsten geschaut ist, von riesiger Aura umgeben.

Dann aber, im rechten inneren Altarflügel, geschieht das Höchste, was dieser Visionär an Bildern träumte: die Auferstehung.

Vor einer Art purpurrothen Felsbruches, an dem der Steinsarg steht, stürzen vor der Erscheinung des auffahrenden Magiers drei schwergepanzerte Soldaten um: aus Dumpfheit geschüttelt; als sähen sie das Bild von Saïs. Bewegungslos, ohne Schwingen oder Kräfte, wie magnetisch gezogen, willenlos steigt der Magier vor ihnen empor. Im bläulichen Licht schwimmt noch das große Tuch zu Boden, darin sie ihn begruben. Die nackten Beine tragen leichten lila Fleischton, als wären sie noch erstorben von Erde und Grab, doch oben glüht von magischen Lichtern der Mantel um den Leib in Scharlachtönen, die, mehr und mehr zu Schwefelgelb getragen, schließlich in die ockerfarbene Aureole münden, die sie speist. Ohne Uebergang setzt sich an den strahlenden, gelbrothen Kranz eine Art riesigen Mondregenbogens, der die ganze Figur umschwingt, erst hellblau, dann dunkler, dann astralblau konzentrisch kreisend, bis er in grünlich-schwarzer Nacht verschwimmt. In diesem ungeheuren Anblick leuchten alle Farben. Alles strahlt aus sich selbst, der Körper (an Correggios sitzenden Redentore erinnernd) scheint durch wie Alabaster. Nur zwei kleine Punkte scheinen dies magische Wunder selbstschimmernder Farben zu regiren: die schwarzen, klaren, eiskalten Augensterne des Erlösten.

Hier enden die Visionen von Colmar. Tritt man aus dieser

grausig göttlichen Welt zurück und schließt das Auge, so ist es, als stürzten ein Sonnenstrom und ein Mondstrom zusammen. Der Mythos, den man hundertmal durchdacht, mit einem Mal dröhnt er von riesigen Akkorden; und das Gleichniß dieser allgemeinsten Legende bricht sich Bahn in die Ekstasen des Einzelnen.

Trat man aus der Sixtina, so fühlte die Seele noch des Verdrossenen sich in einem großen Sinn gesammelt. In Colmar schreckt noch der Stählerne zusammen unter der Wucht der dantischen Gesichte.

Emil Ludwig.



Die Realität, auf der das Christenthum sich aufbauen konnte, war die kleine jüdische Familie der Diaspora, mit ihrer Wärme und Zärtlichkeit, mit ihrer im ganzen römischen Reich unerhörten und vielleicht unverstandenen Bereitschaft zum Helfen, Einstehen für einander, mit ihrem verborgenen und in Demuth verkleideten Stolz der „Auserwählten“, mit ihrem innerlichsten Neinsagen ohne Neid zu Allem, was obenauf ist und was Glanz und Macht für sich hat. Das als Macht erkannt zu haben, diesen seligen Zustand als mittheilsam, verführerisch, ansteckend auch für Heiden erkannt zu haben, ist das Genie des Paulus: den Schatz von latenter Energie, von klugem Glück auszunützen zu einer „jüdischen Kirche freieren Bekenntnisses“, die ganze jüdische Erfahrung und Meisterschaft der Gemeinde-Selbsterhaltung unter der Fremdherrschaft, auch die jüdische Propaganda: Das errieth er als seine Aufgabe. Was er vorfand, Das war eben jene absolut unpolitische und abseits gestellte Art kleiner Leute; ihre Kunst, sich zu behaupten und durchzusetzen, in einer Anzahl Tugenden angezüchtet, welche den einzigen Sinn von Tugend ausdrückten („Mittel der Erhaltung und Steigerung einer bestimmten Art Mensch“). Aus der kleinen jüdischen Gemeinde kommt das Prinzip der Liebe her: es ist eine leidenschaftlichere Seele, die hier unter der Asche von Demuth und Armseligkeit glüht: so war es weder griechisch noch indisch noch gar germanisch. Das Lied zu Ehren der Liebe, welches Paulus gedichtet hat, ist nichts Christliches, sondern ein jüdisches Auflodern der ewigen Flamme, die semitisch ist. Wenn das Christenthum etwas Wesentliches in psychologischer Hinsicht gethan hat, so ist es eine Erhöhung der Temperatur der Seele bei jenen kälteren und vornehmeren Rassen, die damals obenauf waren; es war die Entdeckung, daß das elendeste Leben reich und unschätzbar werden kann durch eine Temperaturerhöhung. (Nietzsche.)

Von Ewiger Wiederkunft.

Er liegt am Rande des sanft zum See gesenkten Ufers, von hochgewachsenen Farren überdacht. Zu seiner Rechten, auf dem Hügel, um den die Großstadtleute sich geschwätzig und geputzt ergehen, weiß er die Tafel, mit den wie vom Schicksal in den Stein gegrabenen Zeichen:

„Die Welt ist tief
Und tiefer als der Tag gedacht
. . . .
Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit —
— will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

Er glaubt, ein Echo dieser Worte in dem Murmeln der anschlagenden Wellen zu vernehmen. Wenn er die Augen schließt. Wenn er sie öffnet, ist der schwere Klang verweht und er sieht in ein Meer von Glanz und Duft. Die Wasser jauchzen und der See blüht. Wie ein Garten, wie ein Beet von blauen Enzianen, über die ein Heer von weißen Schmetterlingen fliegt. Die hinscheidende Sonne wirft aus dem Westen Purpurrosen auf die blaue Pracht, sie durchgluthet die Segel, die sich wie große Möwenflügel spreizen, und das Gebäude, das vom jenseitigen Ufer grüßt, verklärt sich durch ihren goldenen Abendschein zum Märchenschloß.

Den Ruhenden unter dem Farrendickicht schmerzt diese Pracht und Fröhlichkeit. Die Augen zu; Dunkelheit um sich geschaffen. Und dem dumpfen Laut gelauscht, mit dem die Brandung zu den Kieseln spricht:

„O Mensch! Gieb Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
Ich schlief, ich schlief . . .“

Als er erwacht, findet er die Welt um sich vertauscht. Wie ein guter Hausverwalter, wenn der letzte Gast gegangen ist, die Lampen abdreht und Tücher auf die Seidenmöbel und die festlichen Geräthe wirft, so hat der späte Nachmittag hinter den letzten Sonnenstrahlen alle Farben ausgeblasen und über Tanz und Spiel der Wellen einen mißtönigen Flor gebreitet. Fahl und flach liegt der weite Spiegel; vor dem Märchenschloß, das ihn begrenzt, ist ein grauer Vorhang zugezogen.

Der Ruhende springt auf. Ihn fröstelt. Und er schreitet kräftig aus, um den steif gewordenen Gliedern die Geschmeidigkeit zurückzugeben. Die Halbinsel gehört ihm nun allein. Die Spazirgänger sind vor der einbrechenden Dämmerung geflüchtet und bereden den Alltag jetzt in aufgehellten Räumen.

Ihn, der gekommen ist, um in den Spuren eines Einsamen zu wandeln, graut vor der Gemeinschaft mit den Vielzuvielen. Er läßt die Wohnstätten der Menschen hinter sich und sucht sich den schmalen Weg,

der, der Wagenstraße gegenüber, sich an die Windungen des Wassers schmiegt.

Immer dichter sind inzwischen die Dünste hochgestiegen, haben sich geballt und rechts und links zur Mauer aufgerichtet. Alle Wirklichkeit ist abgetrennt. Nichts gegenwärtig als das Angedenken Dessen, der seine kränksten Nöthe und seine lachendsten Genesungen hier auf und ab getragen haben mochte. In der großen Stille scheint der Boden wie entsühnt von der Berührung mit den Massen, die seitdem durch ihren Tritt die Fußspur eines Ungewöhnlichen entweihten. Und auf leisen Sohlen schleichen die Schatten der Vergangenheit herbei.

Vielleicht an dieser Stelle war vor dem Dichter das helle Mittagsstundenwunder aufgetaucht. Hier hatte er vielleicht gesessen, „ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel. Da plötzlich, Freundin, wurde Eins zu Zwei und Zarathustra ging an mir vorbei." Und hier vielleicht, ein ander Mal, in einer Finsterniß wie dieser, wie im Urchaotischen gefangen, mochte er mit dem Doppelgänger Brust an Brust gerungen haben. Ihm die feindliche, die mörderische Waffe zu entreißen.

Der Wanderer stöhnt auf.

Wie er jetzt körperlich den Wegen des Verkünders folgt, so war er ihm auch geistig nachgegangen. Und war an der Schwelle einer letzten Ausgangspforte einem Gespenst begegnet. Qual und Marter, ihm ins Gesicht zu sehen! Glich es nur dem Meister? Trug es nicht die eigenen Züge? Hatte es nicht längst im eigenen Leben tückisch lauernd dagelegen, um in bangen Stunden den Gefolterten zu überfallen?

Ewige Wiederkunft? Kein Entrinnen aus dem Kreis des Ekels und des Ueberdrusses!

Mag sein Fuß die schmale Grenze überspringen, die das feste Land vom Wasser scheidet: es behält ihn nicht, es bringt ihn wieder.

Immer wieder auf das Rad geflochten.... „Krumm ist der Pfad der Ewigkeit."

Nein! Seine Schultern tragen die Last dieses Gedankens nicht. Ihm fehlt die Kraft, den Kopf der Natter abzubeißen, um ihn lachend auszuspeien. „Ist Das das Leben? Wohlan denn: noch einmal!" Er ist nicht brünstig nach dem hochzeitlichen Ring der Wiederkunft!

Ihm wird zu Muth, als wachten alle Peinen auf, die hier Jahre lang versteinert im Gebüsch gelegen haben, und stürzten sich auf ihn, um ihn zu schrecken und zu würgen. Der Wahnsinn krallt sich in ihn ein, Verlassenheit, das verzerrte Abbild der königlichen Einsamkeit, greift nach ihm mit kalten Knochenarmen. Er läuft und läuft.... Er fühlt, was zu sehen ihm der Nebel wehrt, daß der Waldweg sich verbreitert, daß seine Sohlen Wiesenboden treten.

Von irgendwoher wehen abgerissene Laute zu ihm hin. Menschenstimmen. Er saugt sie gierig ein. Tastet sich zu ihnen hin. Etwas Lichtes durchzittert den feuchten Brodem. Der Fuß stößt an ein Hinderniß, wagt sich behutsam ein paar Stufen aufwärts. Die ausgestreckte Hand rührt an eine Holzwand, faßt eine Messingklinke, drückt sie herab: ein Thor geht auf....

Ein Glashaus, in dem, zwischen hohen Palmen, leichte, aus Stroh geflochtene Möbel stehen. Dahinter der weite Saal. Grellweiß mit zopfiger Vergoldung. Von der Decke, an metallenen Ketten, geschliffene Kristalle, in denen Glühkörper wie Blumen blühen. Unter ihrem strahlend grellen Schein ein Mischmasch von surrenden und summenden Geräuschen. Gespräch, Gelächter, das Rascheln weicher Seiden, das Schleifen kostbarer Brokate. Frauennacken, die, tief entblößt, aus Tüll und Spitzen steigen, mächtige Frisuren, von Reihern bekrönt und mit diamantenen Kämmen festgehalten. Aus dem bunten Durcheinander sticht das dumpfe Schwarz der Herrentracht hervor und die einförmige Blankheit der steifgestärkten Hemdenbrüste.

Inmitten dieses Wirrwarrs von Schattirungen und Tönen ein grün-rother Farbenfleck, wie aus einer Riesentube hingeschleudert. Die rothen, grün besetzten Wämser und Barette der Italiener, die eben ihr Konzert beginnen. Mit einem Ritornell zum Lob Neapels. Sie stehen aufrecht, wie von ihrem Enthusiasmus aufgeschnellt, und schmettern mit begeisterten Geberden gemeinsam den Refrain heraus:

Dolce Napoli
O suol beato
Ove sorridere
Volle il creato.

Den Mann, der aus dem dunkeln Grauen in den hellen Leichtsinn tritt, erfaßt ein Schwindel. Er flüchtet in eine der Nischen, um deren Rundung ein silbergrauer Divan läuft. Er läßt sich in das Polster sinken und winkt einem der Diener, die, im blauen Frack mit messinggelben Knöpfen, durch die Menge laufen. Der beäugelt mißtrauisch den Gast, der wagt, im Sportdreß, den Nachtthau in den verwühlten Haaren, in diese festliche Versammlung einzutreten. Doch die Geberde, von der der Befehl, eine Flasche Sekt zu bringen, begleitet wird, ist so gebieterisch, daß sich die Lakaienseele duckt.

Auch der übrigen Gesellschaft ist der Fremde aufgefallen, der so rücksichtlos der hergebrachten Sitte trotzt. Man einigt sich: so kann nur ein Deutscher sich vergessen. Und er ist auch wirklich blond, blauäugig und, trotz seinen langen geraden Gliedern, ein Bischen unbeholfen. Nur seltsam, daß der junge Kopf schon an den Schläfen graue Fäden zeigt. Und was für ein Kontrast zwischen den breiten, festen Flächen des oberen Gesichts und dem zurückfliehenden Unterkiefer! Die Musternden sind geneigt, ihn für einen Skandinaven zu halten. Man giebt zu: gegen Stoff und Schnitt des beanstandeten Knickerbocker sei kein Einwand zu erheben. Und das Gebahren dieses Außenseiters habe einen Zug von Vornehmheit. Manches Mädchen denkt: Holt er mich heute wohl zum Tanz?

Er, blind für Beobachtung oder Kritik, ist ganz erfüllt von dem beglückenden Bewußtsein: Ich bin geborgen. Ueber die Schwelle dieser billigen Karawanserai wagt sich der Spuk der Nachtgesichte nicht.

Zweimal schon hat er den hohen Kelch geleert. Eine wohlthuende Wärme legt sich besänftigend auf seine Brust.

Da kommt ihm von irgendwoher eine Hemmung seines Wohlbehagens. Was ist es, das an seinen Nerven zerrt? Er sucht die störende Empfindung wegzustreichen. Vergebens. Sie umschwirrt ihn wie ein lästiges Insekt. Er hebt den Kopf und begegnet einem Augenpaar, das sich fest und unbekümmert in das seine bohrt. Den Augen eines Weibes.

Schön? Bizarr. Wie eine fremdländische Tropenblume. Wie ein kostbares Geschmeide, in einer uralten Kultur entdeckt.

Rostbraunfarbige starre Haare umschließen in schweren Wellen eng die schmalen Schläfen. Der vorgewölbte Mund schneidet brennendroth durch die gelblich blasse Haut der Wangen. Die Augen, mit grünlichen Pupillen, stehen etwas schräg gegen die kleine, gerade Nase. Ein weißes Panneкleid, rosig angehaucht, wie das Innere einer Muschel, und in jeder Biegung von irisirenden Reflexen überrieselt, steigt hoch hinauf bis zu den kleinen Ohren. Und sie ist juwelenlos. Nur auf der Stirn liegt, von einem dünnen Kettchen festgehalten, ein schimmernder Opal. Sehr jung ist sie dabei; und so mädchenzart, daß man den feisten, kahlköpfigen Herrn, der, neben ihr, hinter seiner Zeitung fast verschwindet, für ihren Vater halten könnte, wenn nicht die Besitzermiene, mit der er, den Arm um sie gelegt, von Zeit zu Zeit ihr Etwas zuflüstert, verriethe, daß er ihr Gatte ist. Sie achtet weder seines Redens noch seines Verstummens. In dem Armstuhl, der für ihre schmale Gestalt viel zu weit ist, lehnt sie sich ein Wenig vor, ein Lächeln theilt ihre Lippen, die Augen haften fest an ihrem Gegenüber.

Er wendet sich, beinahe ungezogen, ab. Aber das Fluidum, das von ihr zu ihm hinüberströmt, dringt ihm in alle Poren. Sie zwingt ihn zu sich; wie durch Zauber. Er sieht das Blut in ihren Adern kochen, er sieht, wie die Wünsche in ihr auf und nieder steigen. Das Idiom der Zungen würde sie wahrscheinlich trennen. Ohne Worte verstehen sie einander gleich.

„Du", sagt sie zu ihm; „Du!"

Es trifft ihn wie ein Kuß.

Und ohne seine Antwort abzuwarten, fährt sie fort: „Mir ist, als kenne ich Dich lange. Du gefällst mir. Sehr gefällst Du mir."

Von ihrer Liebkosung entzündet, wehrt er sich gegen ihre buhlerische Zärtlichkeit. „Was sprichst Du so zu mir, dem Fremden, und sitzest doch an der Seite Deines Ehemannes?"

Sie hebt verächtlich ihre Achseln. „Ehemann? Richtig; Das ist wohl einer seiner Namen. Er hat noch andere. Phil und John und Will. Ich mußte ihm alle geben, als ich mich ihm verkaufte. Mich frei von Elend und von Schande kaufte, frei für Luxus, Glanz und Liebe." Wie ein Schlänglein läuft ihre rothe Zungenspitze über die weißen, spitzen Zähne. „O wie ich hungere nach Liebe!"

Die Musikanten stimmen nach kurzer Unterbrechung wieder ihre Instrumente. Ueber abgerissene Akkorde, die nur auf Tonika und Do-

minante stehen, hebt sich die sentimentalisch süße Melodie. Der Tenor, ein tiefbrauner Bursche von quecksilberner Beweglichkeit, beklagt die Launenhaftigkeit seiner Geliebten.

„Dimmi, dimmi nenella mia bella
pechè staje affaciate? pechè?"

Er bettelt um ein gutes Wort:

„Quanno me dice che me vuó bene
tutte le pene me faie scordà."

Die Arme zu einer Huldigung gerundet, die allen Damen dieses Kreises gilt, lockt er sein Mädchen zum verliebten Stelldichein. Und seine ungeschulte, aber weiche Stimme tremulirt heftig in der Uebertreibung seines feurigen Gefühls.

„Si tu nenella mia viene co mme
Uh! quanta cose t'aggio a di cantanno
Jo! quanta cose t'aggio a fai sapè."

Ein Hauch von Lust fächelt die Gesellschaft, die, von der Höhenluft erregt, sich nach reichem Mahl zu müßiggängerischem Tändeln hier zusammenfindet. Schultern drängen sich näher an einander, heiße Finger streifen sich, Fußspitzen begrüßen sich in heimlicher Begegnung.

Den Einsamen in seinem Winkel überkommt die weiche Stimmung, von der er sich doch sagt, daß sie eine Täuschung seiner müden Sinne ist; die Sehnsucht nach einem Zweiten, dem er sein Ich verschmilzt, um es reiner und erhöhter wieder zu empfangen.

Von drüben fliegt der Spott wie scharfe Pfeile auf ihn zu. „Du Thor spekulirst und grübelst: und das heiße Leben rauscht an Dir vorbei. Greif zu! Genieße!"

„Und meine Seele?"

Rasch läuft das Schlänglein ihrer rothen Zunge über den vorgewölbten Mund. „Sorgst Du um Deine Seele? Armer Narr! So hast Du das Weib der großen Seligkeit noch nie besessen. Wie? Das Wunder, daß zwei Menschen mit einander in dem Nichts vergehen, aus dem sie einmal herausgekommen sind, wäre nichts als ein Gefühl der Haut? Und wo bliebe denn die Seele in dem räthselhaften Augenblick, in dem die Körper außer sich, über sich hinaus, gerathen? Ins Uferlose, Unbegrenzte, außer Zeit und Raum, ohne Anfang, ohne Ende, nur Wonne und geniale Ahnung, wie sie Gott durchschauert haben mögen, da er die Welt erschuf."

Er, innerlich gefangen, wehrt sich in den Maschen ihres Netzes. „Schlange! Kluge! Listige! Was versuchst Du mich zu lügender Erkenntniß?"

Um die rothgrüne Musikanteninsel kräuselt eine lärmende Bewegung. Kastagnetten begleiten den Klang von Geige, Cello, Tamburin und Mandoline. Und indem die Italiener ihre Instrumente streichen, schütteln, zupfen, singen sie zu gleicher Zeit und drehen sich in kecken Sprüngen. Eine wilde Tarantella, wie sie das Volk an seinen Festen tanzt.

„Jammo a bedere nterra a l'arena,
mento che spanfia la luna, li
pescatore de Merglina."

Der Rhythmus der jagenden Triolen reißt das Blut der Hörer mit. Die Leiber und die Beine zucken, verlangend kehrt die Jugend sich zu der Thür des Tanzsaals, der eben aufgeschlossen wird. Und die Tarantella rast noch immer und die Musikanten jubeln, schreien.

Durch den Wirbel der Atome geht der Strom magnetisch von dem Weib mit den rostbraunfarbigen Haaren zu dem Mann, der einsam in seinem Winkel sitzt. Er ist wie eingehüllt in die Gluth ihres Begehrens. Er erschauert unter dem liebkosenden Getast ihrer Finger, ihre weißen Zähne graben sich in seinen Hals, er fühlt die Knospen ihrer jungen Brüste an den seinen, ihre Flechten, aus ihrem Zwang gelöst und von ausspringenden Löckchen, wie von kleinen Flämmchen, überflattert, begraben seinen Athem unter ihrem schweren Duft. Sie giebt ihm die Wollust Tausender im heißen Spiel der Liebe vertändelter Nächte in einem kurzen Augenblick. Die ganze Weibheit hält er mit ihrem schlanken Leib in seinem Arm.

Betäubt, entfestet, ohnmächtig, gegen die Naturgewalt zu kämpfen, giebt er sich ihr widerstandlos hin.

Erobererhochmuth tritt in ihre Züge, da sie seine Unterjochung fühlt. Sie erhebt sich und entbietet ihm noch einmal ihren Willen, daß er ihn in die Gefolgschaft ihres Kleidersaumes zwingt.

Er zögert, beschwert von trauriger Ermattung. Der Kontakt ist unterbrochen. Der Funke sprüht nicht zwischen den konträren Polen auf.

In einer Sekunde des Besinnens richtet sich das unbegrabene Skelett des gespenstischen Gedankens vor ihm auf. Die ganze Weibheit hat er in ihrem schlanken Leib genossen. Tausende heißer Nächte haben sich ihm in einem kurzen Augenblick gepreßt. Weil sein Gedächtniß tausend zugefallene Pforten der Erinnerung aufgebrochen hat, um ihm vertausendfacht sein Ich zu zeigen, wie in einem Raum mit tausend Spiegelwänden.

Ja, er erkennt es wieder, sein ewiges Erlebniß. Stets das Gleiche. Die Flucht aus der Wüste der Askese in die Ueppigkeit der Lebensgier. Und Licht, Musik und Tanz. Und das Weib. Immer das Gleiche. Der Brennpunkt aller Illusionen. Und wenn ihr Wesen, bis zur letzten Falte ausgespäht, keine Räthsel mehr zu bieten hat, ein Gewicht, das in die Niedrigkeit hinunterzieht, das mißachtete Gefäß eines schalgewordenen Trunkes.

... Wie berückend die Erscheinung in dem weißen rosig überhauchten Sammetgewand, in jeder Biegung von irisirenden Reflexen überrieselt. Eine Einzige mitten in der Allgemeinheit. Ein künstlerisch vollendetes Gebilde der Sansara.

Wie mit Ketten reißt es ihn wieder zu ihr hin. Zwischen Verlangen und Verzicht ertrinken ihm die Sinne, nur an eine feste Vorstellung geklammert: Dies ist die Stunde der äußersten Entscheidung.

Jetzt oder niemals durchbrichst Du Dein Geschick. Jetzt oder nie tritt das Göttliche in Dir die erdenschwere, schuldbeladene Materie nieder.

Und es lichtet sich um ihn wie Morgenröthe. Ihm ist, als klimme er auf einen Gipfel, tief unter sich die bunte Sinnenwelt.

Sieg! Triumph! Er hat den Ring der ewig gleichen Wiederkunft gesprengt. Er kann wunschlos eingehen in Nirwana.

Von dem inneren Kampf zerbrochen, geht er langsam zu der Ausgangsthür und faßt die Klinke. Ein Blick noch, wie ihn der Abscheidende den Erdendingen zuwirft, bevor er sie verläßt....

Das Bild hat sich verändert. Die Italiener sind in den Tanzsaal übersiedelt und locken mit dem wiegenden Dreivierteltakt eines schmeichlerischen wiener Walzers. Und schon naht Einer, der sich vor der Frau mit den rostbraunfarbigen Haaren tief verbeugt und dem sie die Gunst gewährt, sie Minuten lang an sich zu drücken.

Der Mann, der bereit ist, sich von der Erbsünde zu lösen, macht eine hastige Geberde zu den Beiden hin. Noch einmal in den Fängen seiner Menschlichkeit. Und die Unruhe, die ihn durchrüttelt, entwurzelt in ihm einen schrecklichen Verdacht.

Wie, wenn ihn die Erkenntniß äffte? Wenn die Wahrheit, der den Schleier abzureißen er sich vermaß, sich ihm nur um so undurchdringlicher verhüllte? Und gerade Dieses sein ewig wiederholtes Fatum bliebe: zu verdammen, was er heiß ersehnt? Kraftlos vor dem Entschluß zurückzuweichen und einem Kühneren das Glück zu überlassen, das in der Phantasie schon sein gewesen ist?

Der Angstschweiß bricht ihm aus. Alles wankt und schwankt um ihn herum.

Eine leise Stimme will ihn trösten: „Es ist Deine Jugend, die sich gegen dieses letzte Opfer bäumt."

Er glaubt sich nicht. Er hat das Vertrauen zu sich verloren. Und sagt sich mit wehmüthiger Bitterkeit: „So werde ich die Probe machen müssen." Drückt die Klinke nieder. Und geht durch Nebel und Verlassenheit an den See zurück.

... Hinter ihm lachen die Violinen.

Auguste Hauschner.

Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter her in sich: davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder sie gering zu schätzen oder gegen sie im Allgemeinen gleichgiltig zu sein.... Frauen können recht gut mit einem Manne Freundschaft schließen; aber um diese aufrecht zu erhalten: dazu muß wohl eine kleine physische Antipathie mithelfen... Es giebt mancherlei Arten von Schierling; und gewöhnlich findet das Schicksal eine Gelegenheit, dem Freigeist einen Becher dieses Gifttrankes an die Lippen zu setzen, — um ihn zu strafen, wie dann alle Welt sagt.... (Nietzsche.)

Aktienoperation.

Die Aktie soll, so hören wir, die Mobilisirung des Kapitals erleichtern. Man umgab sie mit gesetzlichen Bestimmungen, die sie vor anderen Besitztiteln auszeichnen sollten. Aber das „neue Wesen" entwickelte sich unabhängig von den kunstvoll angelegten Richtlinien der Theorie. Das Recht schuf äußere Formen, die gewahrt bleiben müssen und eine gewisse Garantie bieten. Präsident Taft hat sich neulich, durch einen guten Vorschlag, den Anspruch auf die Zubilligung mildernder Umstände für seine Antitrustpolitik erworben. Er wünscht, daß die Union ein Aktienrecht nach deutschem Muster schaffe. Dann werde der Weg der Trusts durch Bogenlampen beleuchtet sein und Manches, was im Dunkel der Aktienwillkür geschehen konnte, künftig unterbleiben. Sehr schön. Nur darf man weder drüben noch hüben glauben, alle Beziehungen, einer Aktie zum Wirthschaftkapital seien unter gesetzliche Vorschriften zu zwingen. Der Aktionär weiß allenfalls, daß ihm das Inhaberpapier den Anspruch auf eine bestimmte Summe giebt; fast alles Andere bleibt ihm unbekannt. Das läßt er sich gefallen, bis ein Verlust zu tragen ist; dann spürt er den Druck, möchte zu den Freien, Eingeweihten gehören und fordert in der Generalversammlung als unsanfter Mahner Aufklärung. Wird sie ihm? Gerade kunstvolle Transaktionen bleiben oft unverständlich in ihren Motiven. Das haben wir oft und erst neulich wieder erlebt.

Von dem Geschäft, das zwischen zwei breslauer Wagonfabriken (Hofmann und Linke) schwebte, sprach ich hier schon. Die beiden (in ihrer Finanzstruktur sehr kräftigen) Gesellschaften wollten sich auf einer neuen Basis vereinen. Eine Fabrikationgesellschaft sollte beide Betriebe umschließen. Als Zweck des Planes wurde die Sicherung besserer Arbeitbedingungen (Kostenersparniß, Ermöglichung stabiler Verkaufspreise) und die Klärung der Bilanzen, die in Folge starker innerer Panzerung undurchsichtig geworden waren, genannt. Die angesammelten Reichthümer sollten aufgetheilt werden, damit die Bilanz nur noch die Rentabilität des werbenden Kapitals widerspiegele. Der Plan war vernünftig: also wurde ihm widersprochen. Besonders laut von den Aktionären, die Gründerrechte hatten. Bei der Linkegesellschaft giebt es solche Privilegien; sie sollten abgelöst werden. Nach der ersten Andeutung schob die Opposition diese Frage in den Vordergrund. Die volkswirthschaftlichen und geschäftlichen Gründe verblaßten. Der Kampf galt nur noch den Gründerrechten. Die blieben Sieger. Man vereinbarte die Ablösung und der (von einer Generalversammlung genehmigte) Entschluß zur Errichtung einer Pachtgesellschaft soll aufgegeben werden. Eine neue Versammlung hat über die veränderte Situation zu entscheiden. Was werden die Aktionäre, die mit dem ersten Antrag und mit dessen Motivirung einverstanden waren, jetzt thun? Die Nothwendigkeit der Interessengemeinschaft war glaubhaft begründet worden. Sind die Voraussetzungen, die damals haltbar schienen, durch die

Beseitigung der Gründerrechte entkräftet? Dann wäre richtig gewesen, sofort zu sagen, daß die Linke=Gesellschaft bei der Fusion mit Hofmann die Gründerrechte ihren Aktionären ablösen wolle. Die Verwalter beider Gesellschaften sahen in dem Bündniß gewiß das wirksamste Heilmittel und können nicht ganz darauf verzichtet haben. Schon deshalb nicht, weil im Lauf der Verhandlungen Interna des geschäftlichen Betriebes preisgegeben werden mußten, ein Wettbewerb also kaum noch möglich wäre. Man erzählt denn auch von Versuchen, die Arbeitgemeinschaft ohne Aenderung der Finanzbasis herzustellen. Gelingts, so wäre das Anfangsziel auf Umwegen erreicht. Wie aber soll der einfache Aktionär sich in der Wirrniß der Anträge, Projekte und Beschlüsse zurechtfinden? Das erste Motiv war faßbar: die aufgehäuften Fonds sollten abgetragen, die Bilanzen der rein fabrikatorischen Thätigkeit angepaßt werden. Ueber den Widerspruch gegen den Verzicht auf jede „Thesaurirungpolitik" ließ sich streiten. Auch über die Unlust, sicher rentirende Papiere in Aktien mit ungewisser Zukunft umzutauschen. Aber all diese Zweifel sind ihres Gegenstandes beraubt; denn Linke und Hofmann bleiben, wie sie waren. Nur die Gründerrechte werden gestrichen. Natürlich nicht gratis, sondern nach ihrem Werth. Alles Andere ruht noch im Schoß der Zukunft.

Der Aktionär ist, im Allgemeinen, nicht für die Ansammlung „innerer Rücklagen". Nur die Kapitalisten, die in der Aktie die Trägerin einer festen Rente sehen, haben gegen die Auspolsterung der Bilanz nichts einzuwenden. Den Admiralen der AEG ist oft vorgeworfen worden, daß sie zu viel Geld aufspeichern. Der Jahresgewinn, den diese Gesellschaft ausweist, stammt nur aus dem Waarengeschäft. Die Früchte der Finanz= und Effektentransaktionen bleiben am Spalier. Aber die Aktionäre sind mit den stillen Erfolgen solcher Gärtnerarbeit nicht zufrieden. Sie wünschen genaue Aufklärung und wollen Zahlen sehen. In der letzten Generalversammlung der AEG wurde der Wunsch erfüllt. Ob damit alles Sehnen gestillt ist, wird sich zeigen. Stecken im Gewinn einer industriellen Gesellschaft nicht nur die Erträge aus dem Waarengeschäft, sondern auch Zinsen, so ist das Verlangen nach Sonderbehandlung berechtigt. Das trifft auf Debet= und Kreditzinsen zu. Dieses Thema wurde in der Generalversammlung des Rheinischen Aktienvereins für Zuckerfabrikation in Köln erörtert. Dieser Gesellschaft empfahl ich hier schon, Zinseneinnahmen und =ausgaben erkennbar zu machen, da diese Posten, bei den besonderen Verhältnissen des Zuckergeschäftes, bedeutsam sind. Daß die Verwaltung bemüht ist, der Bilanz alle mögliche Klarheit zu schaffen, hat sie durch eine wichtige Verbesserung in der letzten Aufstellung bewiesen. Die Löhne und Ausgaben für Kohlen sind nicht mehr unter Handlungunkosten gebucht, sondern gleich vom Betriebsüberschuß abgerechnet worden. Nun bleibt nur die Zinsenfrage, der noch nicht die von entdeckunglustigen Aktionären geforderte Antwort ward. Die Bewegung der Zinsen in der Gewinn= und Verlustrechnung sichtbar zu machen, wäre unnöthig, wenn

sichs um kleine Beträge handelte. Doch die Gesellschaft verfügt über einen stattlichen Posten von Werthpapieren und Guthaben. Hat eine Bankschuld das Guthaben abgelöst, so bleibt der Wunsch, den Zinsensaldo kennen zu lernen, noch immer berechtigt. Eben so die Frage, ob die Werthe des Rheinischen Aktienvereins an die berliner Börse gebracht werden sollen. Die Aktie, die eine Dividende von 10 Prozent ergiebt, wird mit 116 bezahlt. Dieser Kurs ist, im Verhältniß zur Durchschnittsverzinsung der in Berlin eingeführten Industriepapiere, ziemlich niedrig; und ein Aktionär meinte, das Mißverhältniß zwischen Börsenpreis und Dividende sei entstanden, weil ein breiter Markt fehle. Den würde die berliner Effektenbörse bieten. Dahin gehört aber ein Lokalpapier nicht. Trotzdem wird immer wieder versucht, solche Aktien einzuführen; der Spekulation im Heimathort sollen „Anregungen gegeben werden". Ist ein großer Theil der Aktien im Besitz von Kapitalisten, die sie als Anlagepapier nehmen, so braucht man den Markt nicht zu erweitern; sonst heißts am Ende gar, der Umsatz stocke, weil kein Material zu haben sei. Sind die Aktien verbreitet oder zur Verbreitung geeignet, so mag man sie nach Berlin holen. Da wüßte man Aktien, die sich mit 9 Prozent verzinsen, zu würdigen. Und hat eine Aktiengesellschaft erst einmal in Berlin Fuß gefaßt, so zerfallen lokale Vorurtheile schnell. Allzu scharfe Kanten werden da abgeschliffen.

Auch in der Burgstraße droht aber Gefahr. Mancher, der das letzte Geheimniß der Börse enträthselt zu haben glaubte, ist ins Dickicht gestrauchelt. Ein Beispiel soll zeigen, was „gangbaren Papieren" in Berlin passiren kann. Man sprach seit einiger Zeit von einer Fusion zwischen den Wittener Stahlröhrenwerken und dem Eisenwerk Hoesch. Auf der Tagesordnung der wittener Generalversammlung, die zum dreißigsten Dezember einberufen war, standen nur Statutenänderungen: von der Fusion war nicht die Rede. Schnell stürzten die Aktien um 17 Prozent; denn es gab nur eine Erklärung: die Verhandlungen sind gescheitert. Nun ist aber allgemeiner Brauch, Generalversammlungen, die über Formalien zu beschließen haben, auf den letzten Tag des Jahres zu legen. So wars hier geschehen; der Kurssturz konnte also verhütet werden. Um neuer Thorheit vorzubeugen, entschloß sich die Direktion sich am Tag nach der Kursschlacht zu einem Erlaß an ihr Börsenvolk. Solcher Handstreich ist in Berlin leichter möglich als in der Provinz, wo die Spekulation schwach ist. Und je höher die Engagements gethürmt sind, desto leichter gerathen sie ins Wanken.

Ein anderes Bild. Die Hüstener Gewerkschaft, mit der die Diskontogesellschaft und die Deutsche Bank intim sind, umfaßt Hochöfen, Walzwerke, Kohlengruben, besteht seit zwölf Jahren und hat in den ersten acht Jahren stets Dividenden gezahlt. Vor zwei Jahren wurde, zum ersten Mal, sanirt. Eine Unterbilanz von zwei Millionen war zu beseitigen. Die Aktionäre mußten 50 Prozent zuzahlen oder sich, im Fall der Weigerung, eine starke Operation an ihrem Besitz gefallen lassen. Die Opfer waren vergebens gebracht; das letzte Geschäftsjahr

ging mit einem Verlustsaldo von $3^3/_4$ Millionen aus. Daneben bestand eine Bankschuld von $7^3/_4$ Millionen. Also muß wieder sanirt werden. Viel kräftiger als beim ersten Versuch: das Stammkapital, das 8,35 Millionen beträgt, wird bis auf einen Rest von 822000 Mark weggeblasen. Danach soll sich auch die Unterbilanz und mancher Schaum auf einzelnen Bilanzposten auflösen. Die Banken streichen 2 Millionen Mark von ihrer Forderung und wandeln den Rest in Aktien, so daß sich das Grundkapital wieder auf 6 Millionen erhöht. Außerdem übernehmen sie eine Anleihe von 3 Millionen Mark. Die Sanirung kostet also $12^1/_2$ Millionen (Alles zu Pari gerechnet). Vier Millionen Mark mehr, als das Aktienkapital zuletzt betragen hatte. Den Banken fällt die schwerste Last zu, da sie nicht nur Gläubiger, sondern auch Hauptaktionäre sind. Aber sie sind nicht die Einzigen, die neue Opfer bringen. Der gewöhnliche Aktionär wird leiden müssen, ohne zu klagen; denn die Banken können, mit solchem eigenen Schaden, nicht an Verlustersatz denken. Haben die Klugen sich dem blinden Vertrauen in die Lebenskraft der Montanaktie noch immer nicht entwöhnt? Ladon.



Schwarze Truppen.

Im letzten Augustheft dieses Jahrganges habe ich die Frage der „Schwarzen Truppen" einer eingehenden Betrachtung unterzogen; es war meines Erachtens geboten, daß über eine Sache von so einschneidender Bedeutung endlich einmal ernsthaft und gründlich gesprochen werde. 1910 haben die vom Großen Generalstab herausgegebenen „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde" ein im Wesentlichen kritikloses Referat gebracht. In der gesammten deutschen Militärliteratur ist über die Frage kein Wort gesagt worden; und die spärlichen Alarmartikel in Tageszeitungen waren doch zu wenig in Sachkenntniß verankert. Dabei muß bemerkt werden, daß unsere Militärliteratur sonst von geradezu tropischer Fruchtbarkeit ist. (Wir liefern die Theorie, die dann die Anderen so gut wie wir selbst verwerthen.)

Das Schweigen ließe sich aus taktischen Grundsätzen erklären; auch wo sichs um die Frage handelt, ob Frankreich mit der Schaffung einer für kontinentale Zwecke verfügbaren Schwarzen Armee begonnen hat oder nicht. Aber vorausgesetzt müßte dann werden, daß die Regirung die Thatsachen kennt und den Volksvertretern, deren Wissensdurst gestillt sein will, reinen Wein einschänkt. Nun

ist Dreierlei möglich: entweder war Staatssekretär von Kiderlen-Waechter auch über diesen wichtigen Gegenstand nicht informirt; oder es gab bisher, auch im preußischen Kriegsministerium, dessen Vertreter in der Kommission zum Wort kam, überhaupt keine „Schwarzseher“; oder man wollte vor den Reichsboten „diplomatisch“ über die Angelegenheit hinweggehen.

Um die Gemüther wieder etwas aufzurütteln, möchte ich mir zunächst den Ausdruck Mommsens aneignen, daß mit dem Werbesystem der Krieg stets zu einer großartigen Geldspekulation gemacht werden kann. Danach möchte ich an die Thatsachen erinnern. Ein neugeschaffenes Bataillon westafrikanischer Neger zu 800 Mann steht seit 1910 in Südoran; 1600 Negerrekruten wurden in die schon bestehenden Senegaltruppentheile eingestellt und mit ihnen hat man das Bataillon in Südoran zu einem Regiment in der Stärke von 2400 Mann ausgebaut. Zwei Bataillons Senegalneger standen schon im Corps des Generals d'Amade; ich habe erzählt, daß der Transport dieser beiden Bataillons von Westafrika nach Casablanca überhastet werden mußte und es besonders an Kleidungstücken fehlte. „In ihren leichten tropischen Uniformen wurden die an tropisches Klima gewöhnten Neger zur Regenzeit in das rauhe marokkanische Bergland versetzt; wacker wußten sie dennoch dort auszuhalten. Märsche von 45, 60, ja, wie versichert wird, von 75 Kilometern in 24 Stunden sollen bei der Verfolgung marokkanischer Banden von den Negern geleistet worden sein.“ D'Amade ist des Lobes voll. Ich schloß mit dem Satz: „In Marokko werden die Schwarzen Truppen ihre Feuertaufe erhalten. Marokko wird der Ambos sein, auf dem sich Frankreich eine starke Waffe schmiedet.“ In der pariser Deputirtenkammer ist am fünften Dezember auch von diesen Truppen gesprochen worden. Vaillant erwähnte die außergewöhnliche Sterblichkeit der Schwarzen, die in Südalgerien verwendet worden waren. Die Richtigkeit dieser Behauptung kann ich jetzt nicht nachprüfen; gewiß ist aber, daß Senegalneger bis an den Kongo und den Tschadsee, auch mit General Gallieni in Madagaskar, mit D'Amade in Marokko erfolgreich kämpften, also in den klimatisch verschiedensten Gegenden sich bewährten. Aber Vaillant sagt (und Jaurès stimmt zu), daß sie sich in Algerien nicht akklimatisiren lassen. Auch der Kolonialminister erklärt, daß die Verwendung von Senegalesen auf den trockenen Hochebenen von Südoran selbst unter günstigen Umständen nicht geglückt sei. Die Versuche müßten an der Küste des Mittelmeeres fortgesetzt werden (von dort ists nämlich nicht so weit nach Marseille); sollten sie, so fährt er fort, auch dort mißlingen, dann könn-

ten die Truppen jedenfalls in Marokko verwendet werden, wo sie sich sehr wohl gefühlt haben (direkter Seeweg nach Bordeaux). Der Berichterstatter Raiberty betonte, daß diese vorzügliche Nigertruppe überall, wohin sie kam, Sicherheit und Civilisation mit sich gebracht habe. Wir sind so weit, daß uns auch das französische Parlament eine Nase drehen kann.

Was sagt Herr von Kiderlen? Er bezichtigt den Abgeordneten, der sich eine Frage nach den Schwarzen Truppen erlaubt hat, der Gespensterseherei und ist selbst, wie man zu sagen pflegt, durchaus nicht im Bilde. Er spricht von den afrikanischen Truppen des siebenziger Feldzuges, stellt mit Hilfe des Generalstabes fest, daß die Gesammtsumme der damals verwendeten eingeborenen Truppen nach Hinzuziehung der französischen Truppen, die man aus Afrika herüberrief, in den beiden Jahren 19 000 Mann betragen, in Algerien aber ein Corps von 50 000 Franzosen gestanden habe, und schließt mit dem Diktum, daß es immer so sein werde. In der Budgetkommission sprach er, am zwanzigsten November, dann wieder von der „Schwarzen Gefahr". Man traut seinen Augen nicht, wenn man den (freilich nur skizzirenden) Zeitungbericht liest. Der Staatssekretär redet über die allgemeine Wehrpflicht in Algerien. Er meint, daß es sich da zunächst nur um einen Versuch handle, der bei einem großen Theil der Kolonisten auf starken Widerspruch stoße; diesen Kolonisten scheine die militärische Ausbildung der Farbigen eine Gefährdung der Kolonien. Und der Vertreter des preußischen Kriegsministeriums meint, es werde wohl noch viele Jahre währen, bis große Truppenmassen in Marokko auf die Beine zu bringen seien; allerdings scheint er doch angedeutet zu haben, daß die militärische Macht Frankreichs durch den Besitz Marokkos als eines Rekrutirungplatzes verstärkt werde.

Der Kern der Sache wurde von diesen Reden gar nicht berührt; man schlug ein Thema an, das nicht zur Diskussion stand. Heute handelt sichs um ein Negerheer. Die Militarisirung der Tunesier, Algerier und Marokkaner, die Schaffung einer Braunen Armee hat mit der Anwerbung einer Schwarzen Armee zunächst ganz und gar nichts zu thun. In Algerien und Tunis, wo sieben Millionen Eingeborene gezählt wurden, hausen keine Schwarzhäutigen, keine Bantus und keine Nigritier (wenn man nicht die Mauren der westlichen Sahara, weil sie Negerblut in den Adern haben, zu den Nigritiern rechnen will). Haben Sie, Herr Staatssekretär, auf der Schulbank etwa Masinissa für einen Negerhäuptling gehalten? Das Generalgouvernement Westafrika und Französisch-Kongo dagegen zählen zusammen mehr als zweiundzwanzig

Millionen Einwohner. Dort, besonders am Senegal und am Niger, wächst den Franzosen die schwarze Soldateska, von der ich sprach; dort kann im Lauf der Jahre eine Gefahr entstehen, von der dem Deutschen jetzt eine leise Ahnung aufzudämmern beginnt. Und der Leiter des Auswärtigen Amtes? Statt seine Landsleute mit ruhiger Würde auf ernste Möglichkeiten vorzubereiten, statt im Herzen des ganzen Volkes den stillen Willen zur Fügung in Unabwendbares leise anzuregen, poltert er, spaßt, behandelt die Sache als Boutade, schiebt ein anderes Thema unter und ergießt seinen Wortschwall über die braune (nicht über die schwarze) Gefahr.

In Algerien und Marokko (ich sagte es schon) stehen zusammen mindestens viertausend ausgebildete Senegalneger. Das ist für den Anfang doch schon ein recht hübscher Brocken. Die Eroberung Marokkos wird Frankreich noch außerordentliche Opfer an Blut kosten. So kann die Regirung, ohne die Nation oder das Ausland zu beunruhigen, Anwerbung und Eindrillung neuer schwarzer Truppentheile beschleunigen. Ein in der zunehmenden Demokratisirung des französischen Offiziercorps wurzelndes Nebenmoment habe ich nur angedeutet: beträchtliche europäische Neuformationen kann und wird der Franzose nicht aufstellen. General Langlois hats vor Kurzem erst betont. Eine (von Posadowsky übrigens auch für uns bezeugte) französische Heeressorge aber ist die Ueberalterung des Offiziercorps. Das nach der Errichtung schwarzer und brauner Truppentheile dem Franzosen aller Stände ermöglichte raschere Vorrücken in die höheren Offizierstellen wird Neuformationen den Wählern des ganzen Landes schmackhafter machen. Das erleichtert ein schnelles Handeln.

Herr von Kiderlen ignorirt auch das Stärkemoment, das die Ausnützung der nicht negroiden Bevölkerung Nordafrikas der Republik bietet. Herr Messimy hat, ehe er Kriegsminister wurde, vorgeschlagen, in Algerien die Araber und Berbern, also die Enkel der Turkos von 1870, in größerem Umfang auszuheben. Diesen Gedanken hat er neulich in Rouen auf dem congrès des sociétés de préparation militaire wiederholt. Schon bisher gab es in Algier aus geworbenen Eingeborenen zusammengesetzte Turko- und Spahi-Regimenter. Gute Behandlung und klingende Münze hatten vermocht, daß schon in den vierziger und fünfziger Jahren, trotz der feindlichen Haltung der Bevölkerung, sehr viele Eingeborene sich in französische Truppentheile einreihen ließen. Turkos und Spahis ließen sich auch in Marokko 1907 unbedenklich gegen ihre Stammes- und Glaubensgenossen verwenden. In Algerien allein könnten, bei allgemeiner Wehrpflicht, leicht nach und nach

hunderttausend Mann aufgebracht werden. Doch wird eine beträchtliche arabische Heeresmacht nur dann den weißen Ansiedler nicht gefährden, wenn Fetischisten den Mohammedanern das Gegengewicht halten. So wird die Schaffung einer schwarzen Heeresmacht auch hier zum Schlüsselpunkt. Herr von Kiderlen hat erwähnt, daß 1870/71 nur **Theile der in Algier stehenden Kräfte** herübergezogen werden konnten. Die Eingeborenen haben die Entblößung des Landes damals zum Aufruhr benutzt; brachten aber kaum zehntausend Mann zusammen. Wo die Organisation fehlt, bleibt eben der Sieg aus. So wurden die Franzosen denn auch mit sehr geringen Kräften des Aufruhrs rasch wieder Herr (Sieg bei El Fourniak am vierzehnten Oktober 1870). Seit 1870 hat die Pazifizirung von Algerien und Tunis beträchtliche Fortschritte gemacht. Auch dürfen wir Frankreich heute eine bessere Strategie oder Kriegsleitung (das Wort im Sinn Scherffs genommen) zutrauen, als sie unter Louis Napoleon 1870 möglich war und als Herr von Kiderlen, zu dessen Geschäft eine lebendige Vorstellung von der „Alles zerschmetternden Energie des Krieges" (Clausewitz) gehört, zu ahnen scheint. Hat Frankreich beim Beginn des europäischen Völkerkampfes in Tunis, Algier und Marokko (von dem wir annehmen, daß es dann einen Aufstand erlebt) eine starke weiße, braune, schwarze Truppenmacht, so wird es entschlossen alle militärische Kraft vom zärtlich gehegten Kolonialbesitz herüberziehen und, wenn die Stunde es erheischt, das Land dem Aufruhr preisgeben. Le bon Dieu est avec les gros bataillons, pflegte der Alte Fritz zu sagen. Ueber Afrikas Schicksal kann eines Tages zwischen Mosel und Maas entschieden werden.

Ich schließe mit einer Erinnerung an Napoleon den Ersten. Bourienne erzählt, Bonaparte habe schon in Egypten von einem Feldzug nach Deutschland geträumt. Er wollte in der bayerischen Tiefebene eine große Schlacht liefern, Frankreichs Niederlage bei Höchstädt rächen und sich dann, wie weiland Diocletian, in heiterer Ruhe zurückziehen. Diesen Gedanken, berichtet Bourienne, folgten stets bis ins Unendliche ausgesponnene Betrachtungen, weshalb Deutschland als Kriegsschauplatz den Vorzug verdiene, Bemerkungen über den gutmüthigen Charakter der Deutschen, über das Gedeihen und den Reichthum Deutschlands und die Leichtigkeit, mit der dort die Heere zu verpflegen seien. In diesen Instinkten ist noch heute der französische Soldat, ist auch Frankreichs braune und schwarze Soldateska morgen wohl zu packen. * * *

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Weiteres über Organtherapie.

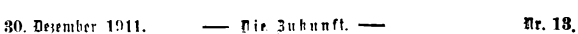
Wir haben in Nummer 6 der „Zukunft“ die Theorie der Wirkungsweise des Sperminum-Poehl bei Infektionen darzustellen versucht und haben gesehen, welche Rolle die katalysatorische Tätigkeit des Sperminum-Poehl, d. h. die Eigenschaft, durch seine Anwesenheit die im Körperhaushalt sich ansammelnden Giftstoffe und Stoffwechselprodukte zu oxydieren und dadurch zu zerstören, bei der Bekämpfung der Infektionskrankheiten einzunehmen berufen ist.

Gehen wir nun weiter, so werden wir, wenn wir uns das Wesen und die Ursachen anderer häufiger Krankheitserscheinungen klarmachen und zu dem Schlusse kommen, daß die Mehrzahl derselben auf Störungen im Stoffwechselsystem, in der Magen- und Darmtätigkeit, in fehlerhafter Blutzusammensetzung beruht, alsbald begreifen, daß auch hier, wo gleichfalls ungenügende Verbrennungsvorgänge als ursächlich anzusehen sind, ein Körper, der in hohem Maße oxydierend wirkt, den Kampf gegen die Stoffwechselgifte aufzunehmen vermag. Ist ein solches Präparat neben seiner spezifischen Wirkung noch frei von auch nur geringsten Nebenwirkungen und zeichnet es sich, wie dies bei dem Sperminum-Poehl der Fall ist, durch bequeme Darreichungsform — zumeist als Essentia Spermini-Poehl, wohlschmeckende Tropfen — aus, so erklärt sich dessen zusehends steigende Beliebtheit bei Arzt und Patient ganz von selbst. Wir fassen unsere vorstehenden Betrachtungen zusammen:

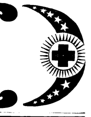
Wo durch fehlerhafte Lebensweise, geistige und körperliche Anstrengungen, Infektionen, sich gesundheitliche Störungen in irgend einer Form bemerkbar machen, wird zuerst auf die Oxydation von Stoffwechseltoxinen, Erhöhung der Gewebsatmung und Verbesserung der Blutzusammensetzung hinzuwirken sein. Auf natürlichste Weise, weil selbst ein integrierender Teil unserer Körpersäfte, erreicht dies nach den Urteilen zahlreicher Professoren und Spezialisten auf den verschiedensten Gebieten der Medizin das Sperminum-Poehl, dessen Eigenschaften und Wirkungsweise in dem soeben erschienenen Werkchen: „Das Sperminum-Poehl und seine therapeutische Bedeutung“, dem wir vorstehende Schilderung entnommen haben, näher beschrieben sind.

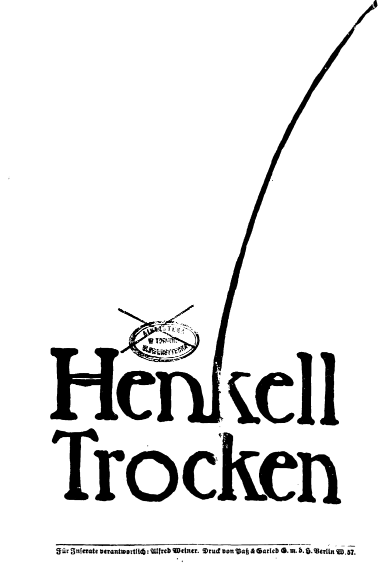
Sein wohltätiger Einfluß erstreckt sich sowohl auf Nervensystem, Neurasthenie, Hysterie, Dauer und Intensität der Schmerzen, Schlaf, auf Muskelsystem, Magen- und Darmtätigkeit, wie auch besonders auf Zusammensetzung des [illegible] z. B. Anaemie, Infektionen, Alterserscheinungen, Erschöpfungszuständen und im Stadium der Rekonvaleszenz.

Das bekannte „Organotherapeutische Institut Prof. Dr. v. Poehl & Söhne“, Berlin SW. 68/Z, übersendet genanntes Werk unseren Lesern vollständig kostenfrei.




Kalasiris
D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber elegant, modegerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen „Kalasiris". Sofortiges Wohlbefinden Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen. Vorzügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur. Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente Damen Special-Façons. Jllustr. Broschüre und Auskunft kostenlos von „Kalasiris" G. m. b. H., Bonn 3





Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.